

Wolfgang Huber

Kirche Christi in Vielfalt und Einheit – Zukunft der Ökumene

Vortrag in der Christuskirche Mannheim am 13. Oktober 2011

I.

Wenn man nach Mannheim kommt und einhundert Jahre Christuskirche mitfeiern darf, fällt der Glückwunsch leicht: Die Christuskirche hat sich in ihrer einhundertjährigen Geschichte immer wieder als offene und öffentliche Kirche bewährt. Ihre Türen standen offen, so dass das Evangelium die Menschen erreichen konnte. Sie sollte Kirche bei den Menschen und in der Stadt sein. Ich habe das in den Evangelischen Wochen und bei anderen Anlässen schon seit den siebziger Jahren immer wieder erleben können, über lange Zeit als Heidelberger Nachbar und später durch Margit Fleckenstein und andere immer wieder nach Mannheim gelockt. So bin ich auch heute froh darüber, hier zu sein und gratulieren zu können: Herzliche Segenswünsche für den weiteren Dienst dieser Kirche mitten in der Stadt.

Wenn man nach Mannheim kommt und über die Zukunft der Ökumene sprechen soll, ist die Aufgabe auch nicht schwer. In Baden – und seit geraumer Zeit gehört ja auch die Kurpfalz zu Baden – „gehen die ökumenischen Uhren anders“. Das hat Ihr Landesbischof Ulrich Fischer wieder und wieder betont. Und er ist in dieser Aussage mit dem Freiburger Erzbischof Robert Zollitsch ganz einig. Das ist ein starkes Bild für die ökumenische Sonderstellung

des deutschen Südwestens. Hier wurde viel erreicht, worauf andere noch warten. Manche Auseinandersetzungen über die wechselseitige Achtung für das Kirchesein des ökumenischen Partners treten hier gar nicht oder nur in sehr gemäßigter Form auf. Denn wechselseitige Anerkennung wird gelebt. Meine eigene ökumenische Prägung verdankt sich auch badischen Erfahrungen: von der Kindheit im Schwarzwald über das Aufwachsen und Aufwachen in Freiburg bis hin zum Mitleben in einer ökumenischen Gemeinde in Neckargemünd bei Heidelberg und der Mitverantwortung für die Entwicklung einer ökumenischen Theologie in der Heidelberger Zeit, in der wir die Formel von der „Ökumenischen Existenz heute“ prägten und ich den Satz wagte: „Die Zukunft der christlichen Kirchen wird ökumenisch sein – oder sie wird gar nicht sein.“ Insofern kann ich die Beschreibung von Ulrich Fischer gut nachvollziehen: „In Baden gehen die ökumenischen Uhren anders.“

Einmal habe ich allerdings den Einwand gewagt: Bei Uhren kommt es nicht darauf an, ob sie anders gehen. Es kommt darauf an, ob sie richtig gehen. Anders gesagt: Wenn man das Bild der Uhr verwendet, heißt die Frage, ob wir verstanden haben, was die ökumenische Uhr geschlagen hat. Die Frage enthält zwei Teile: Zum einen muss man einschätzen, in was für einer ökumenischen Zeit wir leben; zum andern muss man fragen, vor welchen ökumenischen Aufgaben wir stehen.

Ich will meine persönliche Antwort auf diese beiden Fragen in aller Kürze offen legen. Die Zeit, in der wir leben, ist nach meinem Eindruck durch deutlich unterschiedliche Profile unserer Kirchen geprägt. Die römisch-katholische Kirche hat sich in den

vergangenen Jahren pointiert als eine Kirche des Papsttums erwiesen, das für die Einheit der Weltkirche steht und bürgt. Auf den Wandel in Kirche und Gesellschaft hat sie, global betrachtet, durch das Hervorkehren ihres eigenen dogmatischen, ethischen und liturgischen Profils, vor allem aber auch: ihres eigenen Amtsprofils geantwortet. Die orthodoxen Kirchen haben sich, befreit von dem politischen Joch, unter dem sie in vielen Regionen lange lebten, ebenfalls auf ihre eigenen Traditionen besonnen. Die pfingstlerischen, charismatischen und evangelikalen Kirchen haben ihre eigene, impulsive Prägung deutlich hervorgekehrt. Die anglikanische Gemeinschaft hat ihre Brückenfunktion gelebt und auch erlitten. Die Kirchen der Reformation haben ihre Vielfalt ausgelebt, ihrer Auseinandersetzung mit der Moderne Gestalt gegeben, ihren Bildungsauftrag neu entdeckt, sich auf die einen und andere Weise als Kirche der Freiheit erwiesen.

Worin besteht in einer solchen Situation die ökumenische Aufgabe: Sie besteht darin, Gemeinschaft in der Vielfalt, also versöhnte Verschiedenheit zu leben. Dabei ist es gut, wenn das, was uns in den Kirchen verbindet, stärker ist als das, was uns trennt. Aber vorbildhaft müssen wir auch im Umgang mit dem sein, was uns voneinander trennt. Daraus ergeben sich drei ökumenische Aufgaben, die ich für vordringlich halte.

- Dass uns der gemeinsame christliche Glaube verbindet, sollten wir nicht nur erklären, sondern auch verständlich machen. Worin besteht dieser Glaube, was ist sein Kern, was sind seine wichtigsten Inhalte und Texte? Ich halte es für fruchtbar, aus der Perspektive unserer konfessionellen Traditionen einen Zugang zu Schlüsseltexten der Bibel und der christlichen Tradition zu bahnen

und zu erkennen, wie sich solche Zugänge ergänzen und überschneiden (vgl. als meinen eigenen Versuch: Wolfgang Huber, Darauf vertraue ich. Grundworte des christlichen Glaubens, Freiburg i.Br. 2011). Zu wünschen ist eine Ökumene des gemeinsamen Glaubens und der verbindenden Spiritualität.

- Wir brauchen eine Ökumene des wechselseitigen Respekts, ja der uns verbindenden Freundschaft. Dazu gehört, dass sich die beteiligten Kirchen in ihrem jeweiligen Kirchesein achten. Dafür müssen wir eine Sprache überwinden, in der die einen die eigentliche Kirche und die anderen im besten Fall die uneigentliche Kirche sind. Nur dann geben wir ein gutes Beispiel für ein Zusammenleben in Verschiedenheit. Ein solches Beispiel aber braucht unsere Welt.

- Wir sollten die Kraft entwickeln, auf große Herausforderungen gemeinsam zu reagieren. Die vorrangige Option für die Armen, das Eintreten für die Lebensrechte künftiger Generationen, die Verpflichtung auf die Menschenrechte, das Eintreten für Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung – das sind Perspektiven, die uns verbinden. Das schließt unterschiedliche Positionen in wichtigen Fragen nicht aus. Es gibt sie auch innerhalb jeder Kirche. Warum sollte über sie nicht offen gesprochen werden – zum Beispiel angesichts der unterschiedlichen Akzente in bioethischen Fragen. Das, was wir gemeinsam sagen, würde an Glaubwürdigkeit nur gewinnen, wenn wir der offenen Diskussion nicht ausweichen, sondern sie selbst in einer vorbildhaften Weise führen.

II.

So weit meine durchaus moderate ökumenische Perspektive. Die Frage kann nicht ausbleiben, welche Bedeutung dem Deutschlandbesuch Papst Benedikts XVI. in einer solchen Perspektive zukommt. Auf die Frage nach dem wichtigsten Ertrag dieses Besuchs gab mir ein Gesprächspartner dieser Tage eine überraschende Antwort. Er verwies auf das Madonnentreffen, das seit September – und noch bis zum 8. Januar des nächsten Jahres – in Dresden stattfindet. Zur dortigen Gemäldesammlung gehört Raffaels Sixtinische Madonna, jenes Meisterwerk, das vielen nur durch die beiden, so häufig isoliert abgebildeten drolligen Engel am unteren Bildrand geläufig ist. Im nächsten Jahr wird dieses Bild 500 Jahre alt. Seit es im Jahr 1754 durch den sächsischen König angekauft wurde, hat es Dresden nie mehr verlassen; und das soll auch in Zukunft so bleiben. Aber für vier Monate hat die Madonna in Dresden Besuch von einer anderen Maria, der Madonna di Foligno – einem anderen Meisterwerk Raffaels, das zu den vatikanischen Sammlungen gehört. Noch nie wurde dieses Bild vom Vatikan ausgeliehen; nur dieses eine Mal ist es geschehen. Noch nie waren diese beiden großen Bildwerke Raffaels nebeneinander zu sehen – und wer weiß: vielleicht wird es nie wieder geschehen. Für Kunsthistoriker und Kunstbegeisterte ist das wirklich ein einmaliges Geschehen. Aber trotzdem: Lässt sich der Ertrag des päpstlichen Besuchs in das Bild der Begegnung zwischen diesen beiden Kunstwerken, zwischen diesen beiden Madonnen fassen?

Das ist sicher nicht der Fall. Das gilt insbesondere dann nicht, wenn man nach der ökumenischen Bedeutung dieses Besuchs fragt. Nun war das nicht das einzige Thema des Besuchs. Die

pastoralen Wirkungen im Bereich der katholischen Kirche treten natürlich nicht zureichend in den Blick, wenn man sich auf seine ökumenische Bedeutung konzentriert; die Frage, was ein Staatsbesuch des Papstes in Zeiten der Unterscheidung von Staat und Religion bedeutet – und ob die Rolle des Papstes als Staatsoberhaupt des Vatikanstaats unter diesem Gesichtspunkt noch als zureichende Brücke gelten kann – bildet ein Thema für sich, dem ich mich heute nicht zuwenden will. Aber das Thema dieses Abends „Kirche Christi in Vielfalt und Einheit – Zukunft der Ökumene“ nötigt dazu, nach der ökumenischen Bedeutung des Papstbesuchs zu fragen. Dabei haben wir keineswegs vorausschauend an diesen Besuch gedacht, als wir vor Jahr und Tag den Termin und das Thema des heutigen Vortrags verabredeten. Aber es hat sich so gefügt. Und so will ich der Herausforderung nicht ausweichen, die sich daraus ergibt, und „den Stier bei den Hörnern packen“.

Die Ökumene war ein Schwerpunktthema dieses Besuchs. Dem Papst ist als einem Theologen aus Deutschland die ökumenische Sondersituation, die in unserem Land besteht, bewusst: das Ursprungsland der Reformation, zu gleich großen Teilen katholisch und evangelisch geprägt, durch orthodoxe und freikirchliche Minderheiten bereichert, in einer religiös pluralen Situation, zu welcher der Islam ebenso beiträgt wie die stark vertretene „säkulare Option“, die Kirchen religiös geschüttelt vom europäischen Säkularisierungsprozess, tiefen Wandlungsprozessen ausgesetzt und umso mehr herausgefordert zu einem klaren christlichen Zeugnis. In diese Situation hinein hat der Papst schon bei seinem ersten Deutschlandbesuch aus Anlass des

Weltjugendtags im Jahr 2005 die große Bedeutung der ökumenischen Aufgabe unterstrichen und seine eigene ökumenische Position mit der Doppelformel beschrieben: Vielfalt in Einheit – Einheit in Vielfalt. Den Eindruck, dass ihm für seine Amtszeit die ökumenischen Beziehungen zur Orthodoxie wichtiger seien als zu den Kirchen der Reformation, hat er immer wieder zu entkräften gesucht mit dem Hinweis auf die kulturelle Nähe zwischen der römisch-katholischen Kirche und den Kirchen der Reformation. In diesem Zusammenhang ist es wichtig festzuhalten: Die Reformation Martin Luthers und Johannes Calvins wollte weder die eine Kirche auflösen noch eine neue Kirche gründen, sondern die eine Kirche erneuern. Anders als von Luther erhofft, aber doch deutlich erkennbar ist auch die römisch-katholische Kirche so, wie wir sie heute kennen, eine Folge der Reformation. Zwar ist sie nicht durch die Reformation hindurchgegangen, aber sie hat auf die Reformation reagiert und sich infolgedessen erst zu der Kirche entwickelt, wie wir sie heute kennen: geprägt von der Lehrentwicklung zwischen dem Konzil der Gegenreformation, dem Konzil von Trient und den ökumenischen Aufbrüchen des Zweiten Vatikanischen Konzils.

Papst Benedikt war auch bewusst, dass ein früherer Papstbesuch, nämlich der Besuch Johannes Pauls II. im Jahr 1980, einen erheblichen ökumenischen Aufbruch zur Folge hatte: Der spontane Austausch, der damals zwischen dem Papst und dem Ratsvorsitzenden der Evangelischen Kirche in Deutschland, Eduard Lohse, möglich war, führte zur Prüfung der Frage, inwieweit die Lehrverurteilungen des 16. Jahrhunderts, die von beiden Seiten geäußert wurden, den ökumenischen Partner heute noch treffen.

Ein langer, sehr klärender Prozess entstand aus diesem Impuls. Ohne ihn wäre die Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre gar nicht möglich geworden, die vor zwölf Jahren unterzeichnet wurde.

So hatte der Papst keinen Zweifel an der ökumenischen Bedeutung seiner Reise. Das kam ans Licht, als der Ratsvorsitzende der EKD, Präses Nikolaus Schneider am 8. Februar dieses Jahres in einem Brief an Benedikt XVI. dazu einlud, der ökumenischen Dimension dieser Reise auch das nötige Gewicht zu geben. Der Papst antwortete mit einem Brief vom 28. Februar dieses Jahres. "Ich werde alles tun, damit die Begegnung mit den evangelischen Christen gebührenden Raum erhält", heißt es in diesem Antwortbrief des Papstes an den Vorsitzenden des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland. In dem vorläufigen Besuchsprogramm schlug sich das Ansinnen Schneiders nach einer eingehenden Begegnung in einer kaum einstündigen Zusammenkunft in Erfurt nieder. Im Brief des Papstes hieß es dazu: "Inzwischen ist von den zuständigen Stellen ein vorläufiges Programm ... erarbeitet worden, in dem leider die Begegnung mit der Evangelischen Kirche in Deutschland einen relativ bescheidenen Raum einnimmt." Doch ausdrücklich ließ der Papst die evangelische Kirche wissen: "Den zuständigen Instanzen habe ich inzwischen mitgeteilt, dass in dem Land, in dem die Reformation ihren Ursprung nahm, ein stärkerer ökumenischer Akzent notwendig ist." Freilich wies er auch ausdrücklich darauf hin, dass bei einem derart gedrängten Besuchsprogramm nicht alle Wünsche erfüllbar seien.

Doch festzuhalten bleibt: Der Deutschlandbesuch des Papstes

war von einer ökumenischen Erwartung geprägt, die keineswegs nur von evangelischer Seite, sondern auch vom Papst selbst genährt worden war. Die damit verbundenen Hoffnungen gingen freilich gewiss über das hinaus, was der Papst selbst für möglich hielt. Diese im evangelischen wie im katholischen Bereich verbreiteten Hoffnungen lassen sich leicht beschreiben:

- Es ging um praktische Konsequenzen aus der Erklärung von 1999, dass beide Kirchen im zentralen Thema der Reformation, der Rechtfertigung des Menschen allein aus der Gnade Gottes, mit einer Stimme sprechen können.
- Es ging von daher um ein seelsorgerliches Eingehen auf die Situation konfessionsverbindender Familien, um die positive Würdigung des ökumenischen Zusammenwirkens von Gemeinden in der Nachbarschaft, um eine Ermutigung zu nächsten ökumenischen Schritten.
- Es ging um die Überwindung einer andauernden ökumenischen Blockade, die sich mit der Aussage verbindet, die Kirchen der Reformation seien keine „Kirchen im eigentlichen Sinn“.
- Es ging um eine Öffnung, die dazu beiträgt, dass das Reformationsjubiläum 2017 nicht zu einem allein evangelischen, sondern zu einem ökumenischen Ereignis wird.

III.

Ich war an den Begegnungen während des Papstbesuchs nicht selbst beteiligt. Umso aufmerksamer habe ich wichtige Texte sowie die Kommentierung durch unmittelbar Beteiligte wahrgenommen. Einige Akzente will ich unterstreichen und aus meiner Sicht beleuchten.

Zunächst der Ort der ökumenischen Begegnung, das Augustinerkloster in Erfurt. Das war eine große Geste. Das Augustinerkloster war nicht nur ein wichtiger Ort von Martin Luthers Lebensgeschichte, sondern es ist gerade in neuerer Zeit auch ein wichtiger Ort für die evangelische Kirche geworden. Das gilt nicht zuletzt für die Rolle der evangelischen Kirche in der friedlichen Revolution von 1989. Ich selbst habe das Augustinerkloster zuerst im Rahmen der regionalen Kirchentage im Jahr des 500. Geburtstags von Martin Luther, also 1983, erlebt. Ein Konzert von Gerhard Schöne in Erfurt und die prägende Rolle des damaligen Propstes Heino Falcke für den Geist einer zuversichtlichen Widerständigkeit sind mir unvergesslich; schon 1983 konnten wir im Augustinerkloster einen Geist spüren, der 1989 Entscheidendes zur friedlichen Revolution beitrug.

Im Augustinerkloster Erfurt erfuhr Martin Luther seine theologische Ausbildung. Die Auseinandersetzung mit dem klösterlichen Leben blieb für ihn zeitlebens prägend. Hier brannte in ihm die Frage nach dem gnädigen Gott, an die Papst Benedikt XVI. während der internen Begegnung mit den Vertretern des Rats der EKD zu Recht erinnerte. Zum ersten Mal besuchte ein Papst eine Lutherstätte – ein großes Ereignis. Er würdigte die Konzentration auf Christus als die Mitte des Glaubens, die Benedikt XVI. auf ähnliche Weise wichtig ist wie Luther. Doch zu bedenken ist auch: Es war eine Stätte des vorreformatorischen Luther, an der man sich traf. Erst nach der Erfurter Zeit besuchte Luther Rom; erst in Wittenberg entwickelte sich der reformatorische Impuls. Und zu bedenken ist auch: In der öffentlichen Ansprache, die Papst Benedikt nach der Begegnung im kleinen Kreis hielt, war von Luther nicht mehr die

Rede. Bischof Friedrich Weber, der für die Beziehungen zur katholischen Kirche verantwortliche lutherische Bischof, sagte verständlicherweise: „Ich glaube, viele hatten im Gottesdienst auf ein Wort zu Luther gewartet. Ich hätte mir zudem eine Anknüpfung an die Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre oder die wechselseitige Taufanerkennung, auf die Taufe als das Band der sakramentalen Einheit gewünscht. Konkrete, uns zurzeit beschäftigende Fragen wurden nicht berührt. ... Es wäre auch gut gewesen, um die besondere Situation Deutschlands zu würdigen, im Blick auf den Wunsch vieler konfessionsverschiedener Paare ein Wort zur Eucharistie zu sagen, vielleicht nur: ‚Versteht es doch, wir, die katholische Kirche, können nicht anders!‘“

Stattdessen kam die Absage an ein „ökumenisches Gastgeschenk“. Die Begründung für diese Absage bezog sich allerdings nicht auf ein Geschenk, sondern darauf, dass es bei der Zukunft der Ökumene um Fragen gehe, die nicht zum Gegenstand von Verhandlungen gemacht werden könnten. Das ist eine harte Aussage im Blick auf die positiven Ergebnisse, die in der Vergangenheit durch beharrliche theologische Gespräche möglich geworden sind. Doch der Eindruck, dass diese Konsens-Ökumene an ein – zumindest vorläufiges – Ende gekommen ist, wurde durch den Papst bestätigt. Man muss allerdings weiter fragen: Um welche Themen handelt es sich, die Glaubensfragen in einem so zentralen Sinn darstellen, dass über sie nicht verhandelt werden kann? Die Antwort liegt nahe: Was unsere Kirchen vor allem trennt, sind Fragen des Amtes. Die unerfüllten Wünsche nach mehr Gemeinschaft am Tisch des Herrn hängen unmittelbar mit den Differenzen in der Amtsfrage zusammen. Wenn die Eucharistie im

katholischen Verständnis nur von denen gemeinsam gefeiert werden kann, die sich mit dem Papst einig wissen, dann ist die Amtsfrage weit wichtiger als noch verbliebene Unterschiede in der Lehre vom Sakrament. Wir werden anerkennen müssen, dass wegen der Amtsfrage eine größere Nähe zwischen unseren Kirchen auf absehbare Zeit nach menschlichen Maßstäben schwer möglich ist. Das schließt das in meinen Augen zentrale Thema der gleichberechtigten Beteiligung von Frauen am geistlichen Amt ein. Den Überraschungen des Heiligen Geistes sei durch diese Feststellung in keiner Weise vorgegriffen.

Hinzuzufügen ist ein Hinweis auf die Frage, die Kardinal Koch, der Nachfolger Kardinals Kaspers als Präsident des Einheitsrates, in Erfurt an den Vorsitzenden des Rates der EKD richtete. Die Frage an Präses Schneider hieß, wie die „evangelische Kirche die 1500 Jahre Kirchengeschichte sehe, von der sie sich gelöst hat“. Das war eine unfreiwillige Warnung im Blick auf das Reformationsjubiläum 2017. Aus evangelischer Perspektive feiern wir in diesem Jahr nicht fünfhundert Jahre einer neuen Kirche, die sich von den vorausgehenden „1500 Jahren Kirchengeschichte ... gelöst hat“. Wir feiern vielmehr den Versuch der Erneuerung der einen Kirche aus dem Geist des Evangeliums, also die *ecclesia semper reformanda* als einen gemeinsamen Auftrag der Christenheit. Aus dieser Perspektive musste die Frage des vatikanischen Ökumene-Kardinals sehr befremdlich wirken.

Uneingelöst bleibt die Hoffnung, dass der Papst die missverständlichen Äußerungen über das Verhältnis zwischen unseren Kirchen überwindet. Dass die Äußerungen des Dokuments „Dominus Iesus“ aus dem Jahre 2000, nach welchen die Kirchen der

Reformation keine „Kirchen im eigentlichen Sinn“ sind, zu einer ökumenischen Verstimmung geführt haben, ist bekannt; es kam verschärfend hinzu, dass diese Äußerungen im Jahr 2007 wörtlich wiederholt wurden. Doch mittlerweile hat der Papst in einem Interviewband einen etwas anderen Ton angeschlagen und gesagt, es gehe darum, „auf eine andere Weise Kirche zu sein“. Die Chance, von einer solchen Überlegung aus zu einer anderen ökumenischen Zukunft aufzubrechen, wurde nicht genutzt.

Der Papst selbst hatte diesem Besuch eine große ökumenische Bedeutung zugemessen; doch die ökumenische Chance des September 2011 wurde vertan.

IV.

Wie geht es weiter? An der Notwendigkeit, sich den ökumenischen Zukunftsaufgaben zuzuwenden und an einer guten ökumenischen Zukunft zu arbeiten, hat sich nicht geändert. Ich will das an vier konkreten Aspekten verdeutlichen.

- Auch wenn der Blick auf den Papstbesuch in diesem Vortrag dazu geführt hat, dass ausführlich und teilweise ausschließlich von der evangelisch-katholischen Ökumene die Rede war, meint das Wort „Ökumene“ mehr. Es zielt auf die weltweite Christenheit und das ihr gemeinsam anvertraute Evangelium, das die Menschen erreichen soll: „Gott will, dass allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen“ (1. Timotheus 2,8). Die weltweite Ökumene steht vor gemeinsamen Aufgaben bei der Weitergabe des Evangeliums wie in der Verpflichtung auf Gerechtigkeit und Frieden, auf die Menschenrechte und die Bewahrung der Schöpfung. Dass dabei das gemeinsame Eintreten für die

Religionsfreiheit von großer Bedeutung ist, zeigen Ereignisse unserer Tage im Iran und in Ägypten in bedrängender Weise. Deshalb sollte jede Gemeinde oder doch jede kirchliche Region durch eine ökumenische Partnerschaft mit Christen in einer anderen Region der Erde zu einem lebendigen Teil dieses weltumspannenden Netzwerks der Christenheit werden.

- Obwohl die evangelisch-katholische Ökumene eine besondere Aufmerksamkeit auf sich zieht, haben wir es auch in Deutschland mit einer multilateralen Ökumene zu tun. Auch der Austausch mit orthodoxen und freikirchlichen Mitchristen ist von großem Gewicht. Er hilft auch beim Umgang mit der religiös pluralen Situation, in der wir leben. Manche orthodoxe Kirchen machen in ihren Herkunftsländern Erfahrungen im Zusammenleben mit anderen Religionen, insbesondere mit dem Islam, aus denen wir auch für den interreligiösen Dialog in Deutschland lernen können. Das Instrument der „Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen“ (ACK) auf lokaler, regionaler und deutschlandweiter Ebene verdient auch deshalb mehr Beachtung als bisher, weil an ihr – im Unterschied etwa zur Konferenz Europäischer Kirchen oder dem Ökumenischen Rat der Kirchen – die römisch-katholische Kirche als reguläres Mitglied beteiligt ist.

- Ökumene wächst aus dem gelebten Miteinander am jeweiligen Ort und in den kirchlichen Regionen. Gerade im Blick auf diesen Aspekt der gelebten Ökumene gibt es viele Gründe für die Feststellung, dass die ökumenischen Uhren in Baden richtig gehen. Hier gibt es ein konkretes Modell für ökumenische Vereinbarungen zwischen Nachbargemeinden; das hilft dabei, über gute ökumenische Absichten hinauszukommen und die ökumenische Wirklichkeit

weiter zu entwickeln. Es gibt in Deutschland – bis hin zu den Beziehungen zwischen der Deutschen Bischofskonferenz und der Evangelischen Kirche in Deutschland – viel ökumenisches Vertrauen; das ist ein kostbares Gut, das genutzt und gepflegt werden sollte.

- Das Reformationsjubiläum 2017 enthält große ökumenische Chancen. In einer frühen Phase der Vorbereitung auf dieses Jubiläum habe ich angeregt, in ökumenischen Gesprächen ein gemeinsames Bild von der Vorgeschichte und den Wirkungen der Reformation zu entwickeln. Dabei würden nicht nur die kirchlichen Gründe und Wirkungen, sondern auch die politischen Voraussetzungen und Folgen sowie die gesellschaftlichen und kulturellen Auswirkungen der Reformation in den Blick treten. Das Vorhaben, Schlüsseltexte der Reformation wie die 95 Thesen oder Luthers Schrift über die Freiheit eines Christenmenschen ökumenisch zu kommentieren, kann zu einem wichtigen Element ökumenischer Verständigung werden. Der Vorschlag des Ratsvorsitzenden der EKD, im Blick auf Verletzungen der Vergangenheit konkrete Schritte der Aussöhnung zu unternehmen, gehört in diesen Zusammenhang. An den ökumenischen Möglichkeiten, die sich mit dem Reformationsjubiläum verbinden, sollte verstärkt gearbeitet werden.

Das Nachdenken über den Weg der Ökumene braucht den Blick auf die Vergangenheit. In diesem Vortrag habe ich einen kleinen Ausschnitt der jüngsten ökumenischen Geschichte am Beispiel des Papstbesuchs in Deutschland im September 2011 betrachtet. Doch wichtiger als der Blick in die Geschichte ist der Blick auf den

weiteren ökumenischen Weg. Trotz aller Ernüchterung gibt es vielfältige Gründe dafür, mit Zuversicht auf diesen Weg zu schauen und die ökumenischen Möglichkeiten zu nutzen, die sich gerade in Deutschland immer wieder eröffnen.